Die Weltdame.

Roman von [illegible].

(7. Fortsetzung.)

Unzweifelhaft war, daß die [illegible] Verhaltung des [illegible] im [illegible] Kreise auf eine andere Stufe gehoben hatte; die [illegible] war zu [illegible] und [illegible] in ihrer geistvollen Natürlichkeit und [illegible] Zurückhaltung.

Keiner von den vielen, deren Blicke an ihr hingen, sah die schmerzlichen Gedanken hinter der weißen Stirn. Keiner sah die verhaltene Qual in ihren Augen oder nahm ihren Ausdruck für etwas anderes als eigenartigen Stolz. Keiner sah, wie sie nächtlich am Fenster ihres Zimmers stand und nach der Seite schaute, wo sich das Chalet des Doktors Josti befand, wie sie das Tuch an die Lippen und die Hände an die Stirn preßte.

Die einzige, die etwas vergleichen, wenn auch nur ahnte, war Frau Julia. Ihr stand es nun einmal fest, daß Max und Thea sich liebten, daß die schwere Entfremdung, deren Ursache ihr allerdings rätselhaft war, nur eine Folge eben jener Liebe war und ohne sie in dieser Größe gar nicht möglich gewesen wäre. Sie war tief verstimmt ob der mehr als förmlichen Haltung ihres Sohnes Thea gegenüber.

Inzwischen hütete sie sich aber wohl, ihre Sorgen laut werden zu lassen, und war bemüht, die Dinge unmerklich so viel wie möglich nach ihren Wünschen zurechtzuschieben. Täglich besuchte sie in Begleitung Ullas und Theas die Jostis und lud sie und Max bei jeder sich bietenden Gelegenheit ins Hotel. Sie gab sich den Anschein, nichts von einer peinvollen Gezwungenheit dieser Zusammenkünfte, der nur ihre und des Doktors Unterhaltung die Spitze nahm, zu merken, und schien ganz in ihrem Element. Indem sie ihren kleinen Kreis an den großen allgemeinen des Hotels angliederte, erreichte sie, daß die gedrückte Stimmung in dem großen Ganzen unbemerkt unterging. Sie ordnete Tanzabende, Teestunden, gemeinsame Spaziergänge an, sie improvisierte kleine Abendkonzerte. Dabei verstand sie es, aus jedem einzelnen Gast ein verstecktes oder offen zutage tretendes Talent herauszuholen und zu verwenden. Sie selbst entfesselte mit ihrem Gesang Beifallsstürme. Hin und wieder vermochte sie es, auch Thea zum Singen zu bewegen, deren Stimme ihr Vormund sorgfältig hatte ausbilden lassen.

Immer sprühte Frau Julia von Witz und Laune. Es kam vor, daß sie abends spät, wenn alles im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben, plötzlich erklärte, einen Mondscheinspaziergang machen zu wollen. Worauf die ganze Hotelgesellschaft begeistert über die friedliche Dorfstraße zog und die biederen Einwohner St. Beatenbergs aus dem ersten Schlummer schreckte. Es gehörte der lang eingewöhnte, bis ins kleinste Dörfchen gedrungene spekulative Fremdensinn der Schweizer dazu, die sich in ihrem eigenen Lande nicht anders denn als Wirte betrachten, um sämtlichen in die Tat umgesetzten Launen der „schönen Frau Sängerin" nichts anderes als ein kleines Kopfschütteln abzugewinnen.

Ulla betrachtete das alles mit ihren klugen Augen aus der Ferne — so kam es ihr vor, obwohl sie als Tochter ihrer Mutter naturgemäß selbst mit in den Strudel gezogen wurde. Durch Max' Bekenntnis war sie gegen Thea zurückhaltender, als sie es früher gewesen war, obwohl sie sie zu verstehen meinte. Denn sie glaubte jetzt klar zu sehen. Thea hatte sich — so unglaublich dies auch nach wie vor war — mit Ploch heimlich verlobt. Max hatte es gewußt oder doch nachher erfahren. Er hatte mit ihm wegen irgendwelcher in die Studentenzeit zurückgreifenden Geschichte Händel bekommen und im Duell Theas Bräutigam erschossen. Thea hatte sich kurz nach dem Duell auf eine ihrer Reisen begeben. Daraus, und daß sie weder damals noch später auf irgendeine Weise als Plochs Verlobte hervorgetreten war, ergab sich ja, daß ihr Herz bei dieser Verlobung unmöglich stark beteiligt gewesen sein konnte. Oder doch? Mit Thea kannte man sich nicht leicht aus! Schon ein halbes Jahr später hatte sie den Briefwechsel mit Frau Julia, der eine Zeitlang geruht hatte, in der herzlichsten Weise wieder aufgenommen. Offenbar war es ihre Absicht, der Familie Rugenberg nicht entgelten zu lassen, was eines ihrer Mitglieder verschuldet hatte. Und nun, hier in Beatenberg, trieb sie ihren Edelmut so weit, auch Max selbst zu zeigen, daß sie ihm nicht zürne.

Max hingegen, noch unter dem Einbeud des furchtbaren Erlebnisses stehend, war es aus seiner ganzen Natur heraus nicht möglich, sich ohne weiteres zu dieser Auffassung durchzuringen. Weit entfernt noch davon, ihre Hochsinnigkeit dankbar anzuerkennen, sah er nach wie vor in ihr die Braut des Geliebten, und das Zusammensein mit ihr war ihm immer wieder ein neuer Anstoß und ein neues Hemmnis auf dem Wege zur Gesundung. Denn es war kein Zweifel, daß sein [illegible] und sein [illegible] Aussehen [illegible] zugenommen.

So suchte Ulla und [illegible] den Grund. So erklärte sie es sich auch, daß er so viel wie möglich dem Hotelleben fern blieb und sich bei den Jostis ganz eingesponnen schien. Daß er seiner Mutter so wenig Vertrauen entgegenbrachte, bekümmerte Ulla tief. Allerdings war sie bei ihren mehr mütterlichen als töchterlichen Gefühlen für Frau Julia selbst darüber im Zweifel, ob es nicht doch besser sei, sie in ihrer glücklichen Unbefangenheit Thea gegenüber zu lassen. Die Wahrheit mußte einer sonnigen und ungewöhnlichen Natur wie der ihrigen so peinlich und niederdrückend sein. Es würden aber dann doch wenigstens ihre für Ulla wohl merklichen Versuche unterblieben sein, die beiden einander wieder nahe zu bringen. Eine Verbindung zwischen ihnen war ja nach diesem tragischen Ereignis ein für allemal so gut wie ausgeschlossen.

Der einzige, der den Einladungen ins Hotel mit Begeisterung folgte, war der Doktor Josti. Er war dort bald eine bekannte und originelle Erscheinung, die sich jedermann gern gefallen ließ. Er schickte den Damen täglich die Zimmer voll Rosen aus seinem Garten und plauderte mit allerlei kerndeutschen Redensarten mit ihnen, bald im Hotel, bald in seinem Hause, bald auf den Spazierwegen Beatenbergs.

Dagegen folgte Margrit mit Widerstreben und nur ihrem Vater zuliebe den Einladungen Frau Julias. Sie fühlte sich unter den vielen Menschen gedrückt und unglücklich und bekam Heimweh nach ihrer Umgebung. Mit ihrer Häuslichkeit, ihren Tieren und Blumen und täglichen Pflichten war sie verwachsen und begehrte nichts anderes.

Allmorgendlich stand sie im Garten und begoß, schnitt und pflegte die Rosen, stellte sie im Hause auf, oder sie war hinter den weißen Gardinen an den Fensterbänken mit Blumen und Geranl beschäftigt. Geräuschlos und zierlich waltete sie im Hause mit einer alten Magd, die ihr bedingungslos ergeben war. Hinter dem oberen Garten hatte sie einen Futterplatz, wo die Drosseln und Amseln, Spechte, Meisen und Finken sie zutraulich umflatterten und umpickten, die Finken ihr auch gar auf die Schulter flogen.

Ohne ihren Hund war Margrit überhaupt nicht zu denken. Er folgte ihr auf Schritt und Tritt, und weder die Waldsänger noch die Eichhörnchen, die sie alltäglich am Waldrande oberhalb des Hauses fütterte, nahmen Anstoß an seiner Gegenwart.

Mit alledem war Max bald so vertraut, als hätte er jahrelang unter diesem Schweizer Dache zugebracht. Er saß am liebsten mit einem Buch, das er stets in der Tasche trug, an ihrer Seite im Waldesschatten oder in der Rosenlaube, oder aber auf einer Bank am unteren Rande des Wäldchens, und sie saß still bei ihm und war mit irgendeiner Handarbeit beschäftigt.

Der Friede, der von Margrits Wesen ausging, die wohltuende Ruhe ihrer Umgebung, die stille Selbstverständlichkeit all ihres Tuns erschienen Max Rugenberg wie ein Labetrunk vom Himmel. Trotzdem wollte die innere Unruhe nicht von ihm weichen.

Wenn er, wie es öfter geschah, fortgerannt war und stundenlang in Wald und Bergen herumirrte, stand Margrit mit ihrem Hunde lange Zeit unbeweglich am Gitterpförtchen des oberen Gartens, durch das er zurückzukehren pflegte. Kam er dann wieder, müde und schweigsam, so grüßte sie ihn mit einem stillen tröstlichen Blick, tat nie eine Frage, duldete es ruhig und ohne Scheu, daß er ihre Hände umklammerte, und geleitete ihn ins Haus, wo sie ihn umsorgte und umhegte, wie eine liebevolle Schwester ihren kranken Bruder.

Doktor Josti beobachtete solche Auftritte wohl vom Fenster aus mit einem Ausdruck banger Sorge. Ihm stand es seit Theas Ankunft fest, daß Max' Verstörung in irgend einem Zusammenhang mit ihr stand. Seine Gedanken und Schlüsse kamen der Wahrheit am nächsten. Er wußte nicht, was daraus werden sollte. So viel Max es nur wollte, wanderte er mit ihm in die Berge. Aber wenn er auch sah, daß Max während dieser Stunden gegenseitigen Austausches ruhiger war, so konnte er doch nicht hindern, daß er außerdem seine einsamen Irrfahrten antrat — besonders dann, wenn die drei Damen aus dem Hotel zu erwarten waren.

* * *

„Meine Bill!

Dein Brief war ein rechter Trostbrief — wohl hauptsächlich darum, weil kein eigentlich bedeutendes Wort darin stand. Alle jenen [illegible] Du [illegible] zu [illegible]. Und doch hab ich noch keinen Menschen kennen gelernt, der etwas mehr Aufrichtiges hat als Du.

Vor allem bin ich Dir dankbar, daß Du kein Wort [illegible] zu dem Herausreißen einer ausschließenden Liebe aus dem Herzen! Ich weiß, was diese Liebe, die ich seit vier Jahren mit mir herumtrage, für mich bedeutet. Seit einem [illegible], [illegible] und teile [illegible] Sorge und heiße Tränen hat — [illegible] in [illegible] Schmerzen und Wonnen [illegible] Liebe, zu der alles andere nur Vorbereitung war, sollte solche Liebe nicht Ewigkeit sein! Und darum liebe ich ihn heiß und tief, glühend und keusch, demütig und stolz.

Sieh', Bill, hier sprach ich es aus! Und wenn ein unseliges Geschick es wollte, daß Max Rugenbergs Liebe sich nie wieder zu mir zurückfindet, — ich möchte darum doch die Liebe zu ihm nicht entbehren! Denn sie hat mich ja erst zum Menschen gemacht. Sie hat mich vor Verflachung bewahrt. „Weltdame" — ah, wie ich dieses leere Wort hasse, das man so oft in Verbindung mit mir bringt. Womöglich noch, um mir ein Kompliment zu machen! Und, Bill, was die Hauptsache ist: mit einem Schein von Berechtigung.

Was geschehen konnte, um mich dazu zu machen, das ist geschehen. Es fing an, als meine beiden Eltern gestorben waren und ich mit meinen fünfzehn Jahren allein in der Welt stand. Ich hörte wohl, wie man über mich als „werdende Schönheit", als „Goldfisch", als „reiche Erbin" tuschelte. Ich war fünfzehn Jahre alt, Bill!

Dann das Institut! Sein ganzer Ton, seine ganzen Grundsätze waren auf Aeußerlichkeiten gerichtet, auf Luxus, Formen, „Anstand", Mode, Geselligkeit und Sport. Ich lernte mich unterhalten, mich „bewegen", ich lernte reiten, schwimmen, Tennis spielen.

Und nach solcher Vorbereitung kam ich in das Haus meines Oheims Kolb v. Degen, des hochmütigen Herrenmenschen, der vom Standpunkt seiner Weitgereistheit und Weltkenntnis die Leute zu Hause sämtlich als Philister und Banausen einschätzte. Der nur unter vier Augen den wenigen, die er seiner Freundschaft würdigte — unter ihnen Max Rugenbergs Vater — sich als das offenbarte, was er in Wirklichkeit war: ein im Grunde weicher, edler und warmherziger und nur durch bittere Lebenserfahrungen hart und kalt gewordener Mensch.

Kennst Du diese Unverstandenen, Bill? Das sind die wahren Heimatlosen! Das sind die, die in der Jugend sich zu den Menschen neigten, sie suchten, sie liebten und von den Kleinen nicht begriffen wurden. Die dann lernten, die Lippen zusammenzupressen und kalt und hochmütig über den Dingen zu stehen, die Menschen zu beherrschen, indes sie innerlich weiter nach Liebe hungern....

Mein Onkel Kolb predigte mir bewußten Stolz und Ueberlegenheit. Es war ihm selbstverständlich, daß seiner Nichte in derselben Weise gehuldigt wurde wie ihm. Er gab mir ganze Vollmacht, seinem Hause während der Dauer seiner Anwesenheit in Deutschland vorzustehen. Was es nur gab an exklusiven Kreisen im Standes- und im geistigen Sinne, das verkehrte bei uns. Es war wie in einem Taubenschlage: Empfänge, Gesellschaften, Tees, Jagdfeste, Sportvergnügen — das kreiste wie in einem tollen Wirbel um uns herum. Und mein Onkel mitten dazwischen oder, besser gesagt, stets darüber mit seinem überlegenen Gesicht und seinen scharfen, mokanten Augen — bis er urplötzlich die Zelte abbrach und verschwand, um irgendeine Forschungsreise anzutreten. Dabei lernte dann auch ich, im Strudel den kühlen Kopf zu bewahren — und, wenn mein Onkel auf Reisen war, die brave nominelle Haus- und Ehrendame noch ein bißchen mehr in ihr Nichts hinabzudrücken.

Da hat denn das Haus Rugenberg, da hat denn die Liebe zu Max Rugenberg dafür gesorgt, daß ich Mensch blieb und nicht Puppe wurde.

(Fortsetzung folgt.)

— Wohl möglich. „Sie sagen, Sie hätten sich Ihr Geld sauer erworben? Das stammt doch alles von ihrer Frau?"

„Na ja, die hab' ich mir eben sauer erworben."

— Eine sparsame Hausfrau. Freund: „Mensch, Du hast ja nur noch einen einzigen Knopf an Deinem Rock!"

Junger Ehemann (verlegen): „Ja, meine Frau näht sie immer alle zusammen wieder an."

— Logische Schlußfolgerung. Beamter: „Herr Inspektor, unser neuer Praktikant, dem Sie vorhin die „allgemeinen Dienstesvorschriften" zum Studium gegeben haben, sitzt an einem Tisch und ist eingeschlafen!"

Amtsvorstand: „Nun — das ist wenigstens ein Zeichen, daß er wirklich darin gelesen hat!"

Virginies Geheimnis.

[illegible], Kriegsberichterstatter.

Großes Hauptquartier, 7. Jan.

Bevor ich die hübsche kleine Geschichte erzähle, die ich heute erlebt habe, muß ich meinen Lesern mitteilen, wer Virginie ist. Meine Freundin Virginie. Die Geschichte ist ganz [illegible].

Der Ort, wo sich das Kriegspressequartier befindet, ist in Frankreich wahrscheinlich eine Sehenswürdigkeit, denn keiner [illegible]. Es gibt hier eine Familie mit sechs, eine mit sieben, und sogar eine mit elf Kindern. Mehr oder weniger als ein halbes Dutzend [illegible] doch die anderen Familien nicht haben. Denn es wimmelt an jeder Straßenecke von kleinen Jungen und Mädchen, schwarzen, braunen, und besonders blonden, mit schönen [illegible] Locken, oder [illegible] Gesichtern.

Am meisten von ihnen aber findet man zu jeder Tageszeit vor dem Kriegspressequartier. Am Schlosse, das sie für gewöhnlich nicht durchschreiten dürfen, haben sie ihre regelmäßigen Spielplätze. Da fällt immer etwas ab; die Ordonnanzen der Kriegsberichterstatter sind lauter herzensgute Kerle, die ihr „Brot" gern mit den darbenden Franzosenkindern teilen. Und wenn einmal ein besonderer Bedarf entsteht, wenn eines von den Kindern einen warmen Wintermantel braucht oder die Mutter nicht weiß, woher sie das Mittagessen nehmen soll, dann wird diese brennende, soziale Frage des Oertchens durch eine Sammlung unter den Kriegsberichterstattern mit einer leider sonst nicht erreichbaren Einfachheit gelöst.

Unter diesen kleinen Franzosen darf ich mich rühmen, eine Beliebtheit zu besitzen, die, wenn wir miteinander die Weltgeschichte zu bestimmen hätten, zu einer dauernden Verständigung zwischen den beiden größten Kulturvölkern Mitteleuropas führen würde. Wenn ich nach langer Fahrt in das Kriegsgebiet nach dem Hauptquartier zurückkehre und die Zinnen unseres Schlosses von weitem sehe, dann freue ich mich immer schon auf den Empfang am Parktor. Da stehen immer fünfzehn, zwanzig Kinder und jubeln, wenn sie mein Auto sehen. Der Monsieur Guillaume ist zurück! Manche haben mich schon zum „oncle Guillaume" ernannt, worauf ich besonders stolz bin.

Diese Freundschaft hat für beide Teile ihre Vorzüge. Um von mir zu sprechen: Wenn wir z. B. zur notwendigen Unterbrechung unserer Kriegskost Fische brauchen, so habe ich nur nötig, den Kindern ein Wort zu sagen und in ein paar Augenblicken ist der vierzehnjährige Antoine herbeigeholt, der in den Fischgewässern der Nachbarschaft Bescheid weiß wie kein anderer und uns alle ergiebigen Löcher zeigt, in denen die „Alten" stehen.

Oder wenn ich auf die Kaninchenjagd gehen will, so ergibt sich die Schwierigkeit, daß der dem Kriegspressequartier aus freiem Entschluß zugeordnete Hund „Ripp" leider ein Foxterrier ist. Ein Foxterrier, belastet mit allen Vorzügen und Nachteilen seiner Rasse und außerdem mit dem merkwürdigen französischem Namen „Ripp", der sich hoffentlich nicht "Ripe" schreibt. Jedenfalls ist der als Jagdgehilfe unschätzbare Herumtreiber niemals zu finden, wenn man ihn braucht, wie alle Foxe. Da gebe ich nur die Parole „Ripp holen" an meine kleinen Freunde aus. Durch eine unbegreifliche drahtlose Telegraphie wissen sie jederzeit, wo sich „Ripp" gerade unnütz macht, und fünf Minuten später kommt er, jaulend vor Jagdleidenschaft, unter dem Jubel der Kinderschar durchs Parktor getrabt.

Die Anführerin in der ganzen Gesellschaft ist meine besondere Freundin Virginie. Sie ist ein sehr kleines Mädchen von acht Jahren, aber sie hält alle im Zuge, die kleinen wie die älteren, die wilden Buben wie die ungezogenen Mädel. Es gibt Kinder, die zum Herrschen geboren sind, und jedenfalls weiß sich Virginie sehr entschieden durchzusetzen. Wahrscheinlich hat sie das von ihrem verstorbenen Vater geerbt, der Schullehrer in der Gemeinde war. Selbst die große dreizehnjährige Ernestine, die mich jeden Tag fragt, ob ich noch nicht wisse, wo ihr Vater sei, der als Musiker bei einem Linienregiment in den Krieg gezogen ist, folgt bescheiden, wenn Virginie kommandiert.

Infolge unserer besonderen Vertrauensverhältnisse habe ich es schon lange gewußt, daß sich Virginie zu Neujahr eine Puppe wünscht, daß sie aber keine bekommen werde, weil die Mutter im Kriege nichts verdient. Da hat es sich gefügt, als ob edle Seelen ihre richtigen Ahnungen hätten, daß mir eine Dame in Deutschland, die in diesem Kriege ihren Gatten verloren hat, in einer Liebesgabenkiste eine schöne Puppe zugeschickt hat, mit der Bitte, sie einem armen Franzosenkinde zu schenken. Und da [illegible] andere gute Menschen [illegible] mit Weihnachtsgaben [illegible] für die [illegible] Soldaten und für [illegible] Kinder im Feindeslande, daß ich eine große Kinderbescherung im Kriegspressequartier [illegible] konnte. Am Weihnachten war ich an der Front, am Neujahr, wo hier nach [illegible] Brauche die „Etrennes" verteilt werden, hatte ich [illegible] zu tun. Sie mußte das kleine Fest auf heute [illegible] verschoben werden.

Heute hatte ich also mit meiner Freundin Virginie verabredet, [illegible] den Kindern aus der Nachbarschaft, die keine „Etrennes" bekommen hatten, und die heißt als solche. Die „Fabrik", die Geschenke, wurden unten an der Treppe abgestellt, und ganz leise ging es hinauf. Da stand am [illegible] von dem Baume [illegible] meinem Arbeitszimmer daheim, die mir eine liebe Hand gebrochen und als Weihnachtsgruß zugeschickt hat, ein kleiner Christbaum mit fünf Lichtern. Wie das ein Staunen, ein Wunder! Das hatten die kleinen Franzosenkinder noch nie gesehen!

Dann mußten sie das Lied singen, das sie kennen, wenngleich unser [illegible] ihnen fremd ist:

„O beau sapin,
roi des forets."

„Sing mit, Helene, du kannst das Lied auch," so rief Virginie auf Ordnung und zog ein kleines Mädchen in den Vordergrund, das sich schüchtern versteckt hatte.

Darauf habe ich ihnen erzählt, was in Deutschland, wo die deutschen Soldaten zuhause sind, die jetzt hier sind, der Tannenbaum und das Weihnachtsfest für die Kinder ist. Und dann hat jedes von den achten sein Päckchen bekommen, Lebkuchen, Springerle und anderes Gebäck, Katzenzungen, aus Gertweiler, und jedes einen Apfel und ein paar Nüsse. „M'ci m'seu", sagten selbst die Kleinsten, machten einen artigen Knix und gaben mir die Händchen.

Der Aufbruch wurde ihnen schwer. In dem Zimmer so eines deutschen „Chefs" gibt es allerhand merkwürdige Dinge zu schauen, die man nie zu sehen kriegt. Die Photographenapparate, die Schreibmaschine und ganz besonders den Weihnachtstisch mit dem kleinen Lichterbaum. Aber Virginie befahl den Rückzug. Ganz leise ging es wieder die Treppe hinunter bis zu den klappernden Sabots. Da rief ich meine Freundin Virginie zurück und gab ihr die Puppe, die ich vorher nicht hatte zeigen wollen, um den übrigen das Herz nicht schwer zu machen. Solch eine schöne Puppe, die ihre Augen zumachen und schlafen kann. Und die Kleider, das bemerkte Virginie sofort, kann man ausziehen. Das Kind strahlte. Ich möchte, die einsame Geberin hätte es gesehen.

Dann war ich allein und hörte draußen auf dem kiesbestreuten Anfahrplatze vor dem Schlosse jubelnde Stimmen der Beschenkten, die zu ihren Müttern eilten, um ihnen die Gaben zu zeigen, soweit sie nicht schon unterwegs in den Mäulchen verschwunden waren.

Da pochte es leise an meine Türe. Meine Freundin Virginie trat noch einmal ein, mit feierlichem Gesicht, die schöne Puppe zärtlich im Arm. „Hast du etwas vergessen, mein Kind?" — „Nein, Monsieur Guillaume, ich muß Ihnen etwas sagen." Wer in Kinderaugen lesen kann, der wußte, daß ich jetzt eines großen Geheimnisses gewürdigt wurde.

„Monsieur Guillaume, denken Sie, ehe Sie hierher kamen, hat man hier gesagt, daß die Deutschen alle Kinder totschlagen. — Ja, und wir haben es alle geglaubt und große Furcht vor Ihnen gehabt. Das wollte ich Ihnen heute sagen."

Und dann lief sie mit ihrer Puppe schnell heraus, als wenn sie nicht ganz sicher wäre, ob es trotz alledem recht war, dem Landesfeinde ein so großes Geheimnis preiszugeben.

Eine zeitgemäße Erinnerung.

Der frühere österreichische Minister v. Plener erzählt in seinen Lebenserinnerungen eine kleine interessante Episode, die er als Attaché der Botschaft in London, während er seine Ferien auf Helgoland verbrachte, auf der Insel erlebte: „Während unseres Aufenthalts kam der jetzige Deutsche Kaiser als dreizehnjähriger junger Prinz zu Besuch auf die Insel und erklärte dem englischen Gouverneur mit allem Ernst, daß Helgoland deutsch werden müsse." — Man sieht, der Dreizehnjährige hat Wort gehalten.

— Furcht vor der Arbeit. Ede: Ick würde mir jerne freiwillig zum Kriegsdienst melden, ick bin man bloß so bange vor Jefangenschaft.

Lude: Det is noch nich immer det Schlimmste.

Ede: Sag' det nich; da kann mon zum arbeeten jezwungen werden.

— Ein wahrer Segen. Frau: „Mein Mann kann mich nicht ernähren; es ist nur gut, daß ich nicht erst kochen gelernt habe!"

Die Geschichte als Lehrmeisterin.

Ein hervorragender [illegible] über den deutsch-englischen Krieg.

Die Geschichte ist eine Lehrmeisterin. Nicht, daß sie als Nachschlagewerk diene und für jeden vorkommenden Fall die fertige Formel für die [illegible] böte. Auch gewisse Vergleiche von äußeren Aehnlichkeiten in das Gebiet der wissenschaftlichen Spielerei. Aber im großen vollzieht sich die Entwicklung der Staaten und ihrer Beziehungen zu einander nach festen Gesetzen, die der geschulte Forscher unter der dem Laien verwirrenden Menge der Einzelumstände deutlich erkennt. Hören wir einem solchen Forscher das Wort. Er schreibt:

„Der Kampf zwischen Deutschland und England bietet in mehrfacher Beziehung ein besonders interessantes und lehrreiches Schauspiel. England stand beim Beginn desselben wenigstens äußerlich auf der Höhe seiner Macht. Was es sich einzuverleiben noch nicht unterworfen hatte, das beherrschte es doch größtenteils durch den Handel oder machte es sich wenigstens auf diesem Wege zinsbar. Da war England der reichste Seestaat der Welt und übte namentlich durch seine Flotte eine unbestrittene Herrschaft auf dem Meere aus. Diese große Macht beruht aber ferner auf einem wohlgeordneten Staatswesen. Es hat England auch weder an einer großartigen, patriotischen Politik seiner Regierung, noch an ausgezeichneten Männern gefehlt, welche die Kraft und die Begabung besaßen, die Leitung der Geschäfte im Kriege wie im Frieden zu übernehmen. Allen diesen Vorzügen Englands hat Deutschland entweder nur das Gleiche oder ein weit Geringeres entgegenzusetzen. Letzteres ist namentlich in bezug auf den Geldreichtum und auf die Seemacht der Fall. Denn wenn auch die Geldmittel Deutschlands bedeutend vermehrt sind, so lassen sie doch kaum eine Vergleichung mit denen Englands zu; was aber die Seemacht anlangt, so ist das Mißverhältnis zwischen beiden Staaten groß. Dagegen besitzen die Deutschen eins, was den Engländern fehlt, und ein Hauptinteresse des ganzen Kampfes besteht eben darin, daß dieses Eine zuletzt doch hinreicht, um den Sieg auf ihre Seite zu wenden. Sie sind ein ganz und gar militärisches Volk, das heißt sie sind jederzeit bereit, dem Staat mit Leib und Leben zu dienen, während die Engländer doch immer an erster Stelle ein Handelsvolk sind, und demnach den Dienst fürs Vaterland, wenn sie sich demselben auch unterziehen, doch immer als eine Last empfinden, die sie für den Fall eines Krieges immer am liebsten auf Mietruppen übertragen. Deutschland kann daher nur besiegt werden, indem es ganz und gar vernichtet wird, während die Kräfte Englands, so reich sie sind, dennoch bei länger fortgesetztem Kampfe endlich notwendig erschöpft werden müssen." —

So schreibt der Jenaer Geschichtsprofessor Karl Ludwig Peter vor etwa 50 Jahren. Nur zwei Worte sind geändert. Er spricht nicht von Deutschland und England, sondern von Rom und Karthago.

Volkstümliche Kriegssagen.

Volkstümliche Kriegssagen aus früheren Zeiten sind auch wieder aufgetaucht. Beim Ausbruch des Krieges lief z. B. in Berlin die alte Sage von der letzten Schlacht um. Da soll das Heer schließlich so klein werden, daß es unter einem einzigen Baum Platz hat. In der Mark knüpft sich diese Sage, wie schon W. Schwartz berichtet, an den wilden Birnbaum bei Chorinchen. Der Elsässer Kourier erzählte jüngst von französischen Mauleseln, die von deutschen Soldaten gefangen und als Reittiere benutzt wurden. Als aber die Franzosen ein bestimmtes Signal bliesen, stürmten die Tiere im Galopp dem französischen Lager zu, so daß die deutschen Reiter schnell abspringen mußten, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Man erkennt in der Erzählung die schon von W. Alexis in Cabanis (Band 2) verarbeitete Volkssage, wonach ein preußischer Offizier auf einem Kosakenpferde der russischen Gefangenschaft zu entrinnen versucht. Es ertönt jedoch plötzlich ein Pfiff, und das Pferd trägt den Reiter wieder zurück. Endlich umrankt die Volkssage den Grafen Haeseler. Er ist nicht nur kugelfest wie Friedrich der Große, sondern durchstreift auch wie Prinz Friedrich Karl in allerlei Verkleidungen das feindliche Land, um Stärke und Stellungen der Gegner zu erspähen. Alle diese Sagen lagen bereits gedruckt vor, bevor wir an einen Weltkrieg dachten.

Dienstmann (der ein Portemonnaie gefunden, zu einem Studenten): „Das Portemonnaie gehört gewiß Ihnen?"

Student: „Jawohl! Wieso dachten Sie, daß das Portemonnaie mir gehört?"

Dienstmann: „Weil nichts drin ist!"

Fahrstuhl-Geschichtliches.

Nicht viel über ein Halbjahrhundert ist diese Einrichtung alt.

Ein Schriftsteller, der in seiner Ausdrucksweise gerne etwas übertreibt, hat vor noch nicht langer Zeit gesagt, daß die Amerikaner bald die Fähigkeit, ihre Beine zu gebrauchen, einbüßen würden, wenn sie diesen Gebrauch nicht besser pflegten, als in den letzten Jahren! Daß ihre Gehleistungsfähigkeit bereits zurückgegangen ist, wird von vielen Aerzten und anderen behauptet. Als Gründe dieses Rückganges werden angeführt: Die Straßenbahnen in allen Formen — ganz besonders die elektrischen — das Automobil und der Fahrstuhl!

Der letztere, sonst auch „Elevator" genannt, erscheint der heutigen Generation kaum noch als neuzeitliche Einrichtung. Junge Leute, und selbst solche im mittleren Alter, in unserem Großstadt-Leben sind längst so daran gewöhnt, den Fahrstuhl bei allen Gelegenheiten zu benutzen, daß sie das Gefühl haben, etwas derartiges müsse von jeher bestanden haben, oder doch schon ebenso lang bestehen, wie die Stein- und Backstein-Gebäude.

Und doch ist der Fahrstuhl noch modern genug, und die amerikanische Bezeichnung „Elevator" für denselben ist noch jünger, als die Vorrichtung selbst.

Ehe das alte „Fifth Avenue Hotel" in New York abgetragen wurde, konnte man in einem der Fahrstühle auf einer Tafel lesen: „In diesem Raum wurde 1859 Lufts vertikale Schrauben-Bahn errichtet und betrieben: Der erste Passagier-Fahrstuhl, welcher jemals gebaut wurde."

Tatsächlich wurde diese „Vertikal-Bahn", nicht nur wegen ihres guten Dienstes, sondern auch wegen ihrer luxuriösen Ausstattung als eines der Wunder des Hotels und Amerikas überhaupt angesehen. Viele kamen von nah und fern, um dieses Wunder anzustaunen und sich seiner zu bedienen, statt die Treppen auf und ab zu steigen. Die Zeitungen des Inlandes und schließlich auch des Auslandes brachten sehr enthusiastische Auslassungen darüber.

Doch dauerte es noch ein Dutzend Jahre, bis die Neuerung sich auch im Auslande Bahn zu brechen begann. In London berechnete man anfänglich Passagieren für die Benutzung des Fahrstuhles eine Gebühr von jeweils einem Penny. Und geraume Zeit noch betrachteten konservativere Personen in Amerika und Europa den Passagier-Fahrstuhl mit ängstlicher Besorgnis und waren ungefähr ebenso abgeneigt, sich seiner zu bedienen, wie es noch heute Millionen von Menschen vor der Reise mit einem Luftschiff oder einer Flugmaschine gruselt! Man wurde nicht müde, zu prophezeien, daß eines schönen Tages so ein Ding niederstürzen, jeder der Insassen getötet werden, und dann die ganze Fahrstuhl-Herrlichkeit für immer ein Ende haben würde. Nun, Fahrstuhl-Unfälle haben wir ja schon viele gehabt; aber niemals haben Unfälle irgend einer nützlichen oder wertvollen Einrichtung den Garaus gemacht, selbst wenn dieselbe zur Zeit noch Mängel hatte. Die Verbesserungen und Vervollkommnungen sind nie ausgeblieben.

Noch jetzt ist in Europa der „Lift" — wie man dort meistens den Fahrstuhl auch außerhalb Englands nennt — trotz seiner Wertschätzung keine so gewöhnliche Erscheinung, wie in den Ver. Staaten. Das hängt aber wohl hauptsächlich damit zusammen, daß eben die Ver. Staaten der Geburtsplatz und bis auf diesen Tag das Hauptheim des „Wolkentratzers" bilden, während in Europa hohe Riesengebäude — von Kirch- und einigen anderen Türmen natürlich abgesehen — bislang verhältnismäßig selten sind, selbst in den größten Städten. Immerhin ist die Zahl dieser Bauten auch in Europa in beständigem Zunehmen; und ist man einmal in solchen Gebäuden an den Fahrstuhl-Dienst gewöhnt, so bildet sich auch in solchen von bescheidener Höhe ein Bedürfnis darnach heraus. Denn die Sache ist eben riesig bequem und erspart oft Zeit und Geld, — es läßt sich aber nicht leugnen, daß sie auch dazu beiträgt, die Kinder der Zivilisation mehr oder weniger zu verhätscheln und die Amerikaner vor allen!

In seinem und seines Bruders Namen, welch letzterer bei dem Einmarsch der Deutschen aus seiner Heimatstadt in Belgien nach Holland geflohen und dort nun interniert ist, suchte dieser Tage Stanislaus Peter Mathew Charles De Ridder aus Oscawsua, einer Vorstadt von Cortland, N. Y., beim Nachlaßgericht in White Plains als einziger Erbe des verstorbenen Guillaume Albert Renssus um Administrationsbriefe nach. Der belgische Kriegsflüchtling hat nach Aussage des Antragstellers Hab und Gut verloren, und soll nun nach den Ver. Staaten gebracht werden, wozu vor allem die Erbschaft — der Nachlaß wird auf $1,000,000 geschätzt — nötig zu sein scheint.